

dersartigen Charakters dieser beiden „Lehren“ besteht in der großen Mehrheit der Lehrstücke so weitgehende Übereinstimmung, daß sich Kontroversen kaum ergeben. – Verhältnismäßig knapp ist das Thema „Frieden“ behandelt: ein einziger, allerdings sehr gehaltvoller Beitrag „Frieden“ (12 Spalten); dazu ein Beitrag „Friedensverträge“ (3 Spalten) und „Haager Friedenskonferenzen“. Hier sähe man gern mehr geboten, nicht zuletzt über das, was von kommunistischer Seite unter dem Namen „Friedensbewegung“ betrieben wird, und über deren Bemühungen, die Friedensbewegung der freien Welt ihren Zielen dienstbar zu machen.

Im einzelnen ließen sich noch dieses oder jenes bemängeln; aufs Ganze gesehen verdient auch dieser Band wieder bewundernde Anerkennung. Den Hgg. ist es gelungen, eine Schar hochqualifizierter Mitarbeiter zu gewinnen. Kein Gebildeter, der heute am politischen Leben teilnimmt, kann dieses Werkes entraten. Die verschiedenen Auflagen des Staatslexikons sind der Entwicklung, die sich seit der Kulturkampfszeit im katholischen Denken vollzogen und im 2. Vatikanischen Konzil ihren derzeitigen Höhepunkt erreicht hat, nicht nur gefolgt; sie haben einen gewichtigen Beitrag dazu geleistet. Mit Spannung erwartet man die weiteren Bände.

O. V. NELL-BREUNING S. J.

REHEIS, FRITZ, *Konkurrenz und Gleichgewicht als Fundament von Gesellschaft*; Interdisziplinäre Untersuchung zu einem sozialwissenschaftlichen Paradigma (Sozialwissenschaftliche Schriften 13). Berlin: Duncker & Humblot 1986. 401 S.

Wie der nicht ohne weiteres für jedermann verständliche Buchtitel „Konkurrenz und Gleichgewicht als Fundament von Gesellschaft“ zu verstehen ist, erläutert der Verf. in seiner Einleitung, „es gebe“ – ohne Übertreibung dürfte er sagen, „es herrsche“ – nicht nur im Alltagsbewußtsein, sondern auch in zentralen sozialwissenschaftlichen Disziplinen folgende charakteristische Vorstellung: Gesellschaft basiere auf dem Zusammenwirken von Konkurrenz und Gleichgewicht; dabei bedeute „Konkurrenz“ ein jeweils definiertes Gegeneinander sozialer Kräfte, „Gleichgewicht“ besage, daß dieses Gegeneinander in irgendeiner Weise austariert sei (1). – Diese erstmals von der Wirtschaftswissenschaft entwickelte Vorstellung und Argumentationsweise beschreibt der Verf. zutreffend, wobei er sich an das anerkannte und weitverbreitete Lehrbuch von Samuelson hält. Daran anschließend zeigt er, wie diese Vorstellungen, d. i. diese Annahmen und die daran anknüpfenden Denkschritte, von anderen wissenschaftlichen Disziplinen übernommen worden sind und auf ihre jeweiligen Gegenstände angewandt werden. In der Tat haben wir es hier nicht mit einer Eigentümlichkeit der Ökonomik zu tun, sondern das, was sie betreibt, ist einer Vielzahl anderer Disziplinen zum Muster oder Vorbild geworden, es ist das „Paradigma“, an dem man sein Denken schulen und in dem man zu Hause sein muß, um sich am heutigen Wissenschaftsbetrieb beteiligen zu können. Diese Ausführungen des Verf.s sind nicht nur faszinierend interessant, sondern erscheinen mir auch voll überzeugend. Seine interdisziplinären Untersuchungen sind äußerst hilfreich, um sich in der heutigen (wissenschaftlichen) Welt zurechtzufinden. Nichtsdestoweniger liefert er sich selbst diesem Denktypus nicht vorbehaltslos aus, bewahrt ihm gegenüber vielmehr kritische, um nicht zu sagen skeptische Zurückhaltung. So untersucht er in Teil B des Buches die Eigenheiten des ursprünglichen Modells und in Teil C geistesgeschichtlich sowohl dessen Herkunft als auch dessen allmähliche allgemeine Verbreitung. In Teil D übt er Kritik am Paradigma als Erklärungsmodell und zeigt in Teil E dessen Problematik als Handlungsmodell und gelangt so zu „Schlußfolgerungen zur Frage der Notwendigkeit eines Wechsels“ (288 ff.).

Meines Erachtens hätte der Verf. es sich sehr viel leichter machen können. Das von ihm exakt beschriebene Modell steht doch in so eklatantem Widerspruch zur Wirklichkeit und ist innerlich so widersprüchlich, daß es sich selbst schlagend widerlegt. – Aller Wirtschaft zugrunde liegt die Tatsache, daß der Mensch ein *bedürftendes* Wesen ist, das, um sich auch nur am Leben zu erhalten, zwingend auf Unterhaltsmittel angewiesen ist, die er in der vernunftlosen Schöpfung als ihm vorgegeben vorfindet, die er ihr aber durch seine Arbeit abringen und seinen Bedürfnissen entsprechend herrichten muß. Ebenso unbestreitbar ist die Tatsache, daß der Mensch während eines Teiles seiner Le-

benszeit nicht imstande ist, irgendeine Leistung zum Tausch anzubieten, gegen die er Unterhaltsmittel eintauschen könnte; mindestens in seinen ersten Lebensjahren ist er darauf angewiesen, daß *andere für ihn* diese Unterhaltsmittel erarbeiten und sie ihm *ohne* Gegenleistung zuführen. In der konventionellen volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung erscheint das nicht; geschähe es in der Wirklichkeit nicht, dann würde die Menschheit mit der gegenwärtig leistungs- und erwerbsfähigen Generation *aussterben*. – Ebenso kann kein einzelner Mensch alles das, was er benötigt, selber erstellen; dieser Mangel zwingt uns zur Arbeitsteilung. Zur Arbeitsteilung genügt jedoch kein bloßes *Gegeneinander*, sie setzt vielmehr ein unerläßliches Mindestmaß von *Miteinander* voraus; was ich in den Tausch einbringe, muß dem Bedürfnis oder doch dem Begehren anderer entsprechen, die mir als „Gegenwert“ dafür etwas hergeben sollen, das ich benötige oder begehre, das ich schätze, das mir „etwas wert ist“. Auf dieses „Miteinander“ kommt es an! – Auf den inneren Widerspruch oder den Verstoß gegen die Denkgesetze, den man begeht, wenn man aus Tausch*verhältnissen* absolute Quanten der Tauschgüter zu errechnen versucht, soll hier nicht näher eingegangen werden. Alle konkreten Tauschakte geschehen in einem quantifizierten Tauschverhältnis, beispielsweise 1 Schwert gegen 7 Kühe. Eine objektive Maßeinheit, auf die alle Tauschgüter umgerechnet werden könnten, gibt es nicht und kann es nicht geben, weil zwar „Quantität in Qualität *umschlagen*“ kann, wie eine geläufige Redensart besagt, aber Qualität sich *nicht* in Quantität *umrechnen* läßt. – Nur kurz sei noch angedeutet, daß der übliche Kalkül in sog. „Präferenzen“ (zwar ganz und gar unbeabsichtigt und offenbar ohne es zu merken) die wirtschaftenden Menschen zu nur *passiv* reagierenden, mit bestimmten Präferenzen vorprogrammierten Computern degradiert und den Sozialprozeß der Wirtschaft seines menschlichen Charakters entkleidet, ihn als atomistischen Automatismus den Regelmäßigkeiten der Abläufe im Bereich der vernunftlosen Schöpfung gleichstellt. – Damit soll nicht gesagt sein, das Paradigma entbehre jeglichen Erkenntniswertes. Ein gewisser heuristischer Erkenntniswert läßt sich ihm nicht absprechen. Die Durchschaubarkeit des abstrakt (als „Blaupause“) vorgelegten Modells im Gegensatz zur hochkomplexen und daher schwer durchschaubaren Wirklichkeit kann zu lehrreichen Einblicken in Zusammenhänge des wirklichen Geschehens verhelfen. Diesen Dienst leistet das Modell allerdings nur, wenn man es mit der Wirklichkeit *konfrontiert* und nicht der Täuschung erliegt, es mit der Wirklichkeit zu verwechseln oder ihr gleichzusetzen. – Eine idealtypische Marktwirtschaft, wie das Modell sie unterstellt, gibt es nicht und kann es nicht geben; erst recht in dem Grade, wie wir mehr und mehr auf *Gemeingüter* angewiesen sind, die, wie ihr Name besagt, kein Gegenstand entgeltlichen Austauschs sein können, wachsen wir aus dem bloßen *Gegeneinander* der Konkurrenz hinaus und in ein zunehmendes *Miteinander* sozialer Kräfte hinein.

Durch seine interdisziplinäre Untersuchung hat der Verf. das den verschiedenen sozialwissenschaftlichen Disziplinen gemeinsame Paradigma überzeugend nachgewiesen und verdeutlicht; das ist eine wissenschaftliche Leistung, die Hochachtung verdient. Um so mehr bedauere ich, daß er das Verständnis der katholischen Soziallehre (271 ff.), zu der ich mich bekenne, völlig verfehlt und glaubt, ihr (und damit mir) ein Abweichen, eine Milderung oder Abschwächung des „Paradigmas“ zuschreiben zu können. Die katholische Soziallehre kann nicht anders, als dieses Paradigma als *widersprüchlich* zu unbestreitbaren Tatsachen und *widersprüchlich* in sich selbst restlos abzulehnen und zu verwerfen; Kompromisse lassen sich mit ihm nicht schließen.

O. v. NELL-BREUNING S. J.